

Tübinger Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft im November 1995 – Nachträge –

Für die Arbeitsgruppe III: »Theorie und Methoden der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit« konnte kein zusammenfassender Bericht veröffentlicht werden. Anlässlich der Tagung in Heidelberg 1999 boten die Kollegen Mittelstraß und Brandorff die Texte ihrer in Tübingen gehaltenen Referate zur Veröffentlichung im Mitteilungsblatt an.

Wir danken für die Übersendung der Manuskripte.

*Arbeitsgruppe III
Theorie und Methoden*

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit - eine ernst- zunehmende Teildisziplin der Geschichtswissenschaft? (Kurzfassung)

Anders als die Vor- und Frühgeschichte, bewegt sich die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit auf einem Terrain, welches von der mit Schriftquellen arbeitenden Geschichtswissenschaft intensiv beachtet wird. Das Bewußtsein um die existentielle Verbundenheit, um nicht zu sagen Abhängigkeit, der Mittelalterarchäologie von der auf Schriftquellen fußenden Geschichtswissenschaft ist im Fach bis heute nur unzulänglich ausgebildet. Das zeigt sich an einer Geschichtsvergessenheit des gegenwärtigen Forschungsbetriebs, die sich die Mittelalterarchäologie nicht leisten kann, wenn sie wünscht, daß aus der in der Überschrift gestellten Frage eine Feststellung werden soll. Ich möchte dieses Defizit der derzeitigen Mittelalterarchäologie und die sich daraus ergebenden, notwendigen Veränderungen an drei Punkten festmachen:

Wegen einer weithin mangelhaften Vertrautheit der Mittelalterarchäologen mit den historischen Verhältnissen um den ergrabenen Befund befindet sich das Fach noch in einem prähistorischen Stadium. Ein Gemisch aus pseudo-objektivem Positivismus, Zeitgeist und »gesundem Menschenverstand« führt zu ahistorischen Fragestellungen und, nach oberflächlicher Verknüpfung mit zufällig greifbaren historischen Daten, oftmals zu historisch unsinnigen oder zumindest ungenügend abgesicherten »Ergebnissen«, die sich ihrer Stellung innerhalb des durch die Schriftquellenanalyse gezeich-

1.

Tilman Mittelstraß

neten Bildes nicht bewußt sind und sich gegenüber den Folgen, die sie für die irrigerweise als Nachbarwissenschaft betrachtete historische Forschung haben, keiner Rechenschaft schuldig glauben.

Da die Erschließung archäologischer Quellen von Anfang an von Interpretationsvorgängen begleitet wird, muß das interpretierende Subjekt, der forschende Geist, historisch geschult werden, damit eine Grabungsinterpretation tatsächlich den Wert einer historischen Quelle annimmt und ihre Auswertung der vergangenen Wirklichkeit wenigstens nahekommt. Die auf Schriftquellen fußende Geschichtsforschung bietet reichhaltige und vielfältige Möglichkeiten zum vertieften Verständnis von Zeiten und Menschen, deren handgreifliche Zeugnisse wir freilegen. Wir müssen dieses Angebot nutzen, um zu einem vertieften Verständnis auch dieser archäologischen Zeugnisse zu kommen und sie kompetent in den Gang der wissenschaftlichen Diskussion einspeisen zu können. Ich sehe da bis auf weiteres eine Bringschuld der Mittelalterarchäologen gegenüber der herkömmlichen Geschichtsforschung, im Wissen um historische Fragestellungen für die Einordnung der archäologischen Quellen in den historischen Kontext zu sorgen.

Folgerung: Die Interdisziplinarität muß in diesem Fall in der Person des Mittelalterarchäologen stattfinden, jeder Mittelalterarchäologe muß also zugleich kompetenter Historiker sein. In Weiterführung der Ausführung von Herrn Steuer: eine Mittelalterkunde braucht Mittelalterkundler.

2. Schnittpunkt bzw. Dreh- und Angelpunkt zwischen Archäologie und Geschichte ist die Datierung. Abgesehen von der schon angesprochenen, häufig allzu oberflächlichen Verknüpfung mit historischen Daten liegt auch die innerarchäologische Datierung im Argen. Fast regelmäßig wird die Laufzeit der zur Datierung herangezogenen Objekte vernachlässigt, auch scheint eine gewisse hypnotische Wirkung von Jahrhundertgrenzen auszugehen, so, als ob die Handwerkerschaft pünktlich zum 1.1. jedes neu anbrechenden Jahrhunderts ihre Produktenpalette umgestellt hätte. Dies führt zum Durchschlagen eines nur psychologisch erklärbaren Vorgangs: ein ohnehin vorhandener Zug zur Frühdatierung nach dem Motto »je älter, desto besser« verstärkt sich durch eine in gleicher Richtung verzerrend wirkende Überschätzung des Aussagewerts von »besonderen«, »wertvollen« Objekten, namentlich Münzen (lange Laufzeit!).

Dabei hat die Mittelalterarchäologie mit der Keramik, vor allem den Kochtöpfen, eine Fundgattung an der Hand, die sehr gute Voraussetzungen zu einem tauglichen Datierungsmittel aufweist: Keramik hat einen geringen Materialwert, ist zerbrechlich, kaum reparierbar, nur begrenzt feuerbeständig und kommt bei Grabungen meist massenhaft zutage. Sie durchläuft eine technologisch-typologische Entwicklung, und der früher gelegentlich geäußerte Pessimismus bezüglich Datierbarkeit läßt sich aufgrund einer Reihe von Einzelergebnissen inzwischen nicht mehr aufrecht erhalten: eine Datierungsgenauigkeit von 30 bis 50/60 Jahren erscheint mir durchaus erreichbar. Zusätzlich hat uns Uwe Lobbedey für den süddeutschen Raum vor nunmehr 30 Jahren einen grenzübergreifenden Geniestreich beschert, dessen komplexe Herangehensweise seinem Gegenstand beispielhaft angemessen ist.

Man sollte meinen, daß Verfeinerung und Ausbau der Keramikdatierung seither ein konstanter Forschungsschwerpunkt der Mittelalterarchäologie wäre. Stattdessen herrschen Forschungsstillstand, wenn nicht Rückschritt (z. B. Rückzug auf die reine Typologie), Expertenurteil, Legendenbildung, genügsamer Rückgriff auf Altbekanntes. Zum letzten Punkt: Keramische Referenzkomplexe – das gilt auch für Münzschatzgefäße mit schlechter

Überlieferung oder stummen Geprägen – sind bis auf weiteres jedesmal von neuem auf die Probe zu stellen, wenn sie für eine Datierung herangezogen werden.

Folgerung: Jeder Archäologe muß auch ein Keramikexperte sein (Betonung auf 'auch'): die Sache ist zu wichtig, um sie Spezialisten oder gar fachfremden Laien zu überlassen. Die verlieren den eigentlichen Zweck der Übung, nämlich die Fundkeramik zum brauchbaren Datierungsmittel zu entwickeln, rasch aus den Augen.

Der Aufschwung der Mittelalterarchäologie in den vergangenen 20 Jahren hat einen Zug ins Unseriöse, weil er sich überwiegend in Grabungstätigkeit und einer zum Unwesen ausgearteten Flut von Vorberichten und Ausstellungskatalogen niederschlug. Die wissenschaftliche Fundierung, sprich: fundierte Grabungspublikationen, hinkt weit abgeschlagen nach. Ich will damit nicht Wert und Verdienst von Ausstellungen und leicht faßlichen Darstellungen für die Wirkung des Fachs nach außen in Frage stellen. Bedenklich ist aber, daß sie in immer stärkerem Maß auch fachintern suggestiv wirken und via Legendenbildung das herrschende Bild bestimmen, gegen das kaum anzukommen ist.

Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die strukturelle Verhinderung einer fundierten Grabungsauswertung durch die Art und Weise, wie Bodendenkmalpflege abläuft, und zwar unabhängig von der finanziellen Ausstattung der zuständigen Institutionen. Obwohl das traurige Schicksal vieler nie ausgewerteter Vorkriegsgrabungen und das nicht weniger traurige Schicksal von Funden und Originalunterlagen in den Depots und Archiven der derzeitigen Denkmalämter und Museen bekannt ist, ist die Erarbeitung einer publikationsreifen wissenschaftlichen Grabungsauswertung im Rahmen der archäologischen Denkmalpflege in der Regel nicht vorgesehen und gilt als Privatvergnügen. Dabei müßte die anschließende Edition durch den Ausgräber selbstverständlicher Bestandteil einer jeden Grabung sein. Die institutionelle Denkmalpflege wirkt hier prägend in den freiberuflichen Sektor hinein. Solange die staatliche Denkmalpflege nur die Ausgrabung, nicht aber die wissenschaftliche Auswertung zur denkmalpflegerischen Auflage macht, grenzt deren freiwillige Erarbeitung an betriebswirtschaftlichen Selbstmord. Das gerne geübte Abschieben der Auswertungspflicht an die Universität ist aus verschiedenen, in anderen Beiträgen mehrfach angesprochenen Gründen keine praktikable Lösung.

Um einer weiteren Verfestigung der Unsitte entgegenzuwirken, von der Grabung direkt in die Sekundärverwertung zu springen, muß eine Umstrukturierung des Ausgrabungswesens stattfinden, und zwar in dem Sinn, daß Grabungen erst mit dem Vorliegen ihrer Edition als abgeschlossen betrachtet werden und diese *im Normalfall*, weil am effektivsten, vom wissenschaftlichen Grabungsleiter selbst zu leisten ist. Konsequenz ist, daß jeder Ausgräber zum einen die Pflicht hat, zum andern ihm die Möglichkeit geboten wird, diese Edition zu erarbeiten, bevor er ein neues Projekt in Angriff nimmt. Ich halte diesen Punkt, methodisch gesehen, für so existentiell, daß die Diskussion sich m.E. nicht darum drehen kann, ob eine solche Umstrukturierung möglich ist, sondern darum gehen muß, wie sie erreicht werden kann. Notwendig erscheint mir außerdem eine Einigung auf schriftlich fixierte Editionsrichtlinien für die publizierbare Vorlage von Befunden und Funden auf der Grundlage des nach der Fehring'schen Initialzündung im Baden-Württemberg der 70er und frühen 80er Jahre entwickelte Konzepts. Vom unmittelbar angestrebten Effekt einmal abgesehen, sind bei einer Umsetzung dieser Vorschläge positive Rückwirkungen auf die Grabungsqualität zu erwarten.

3.